

q.rage

Schüler:innen-Magazin

Nr.12



Radikal



Schule ohne Rassismus

Schule mit Courage



© Johanna Landscheidt

 **qrage.online**

Liebe Leser:innen,*

hier ist sie, pünktlich zum Schuljahr 2019/2020, die zwölfte Ausgabe der q.rage. Seit 2005 schreiben an dieser Stelle Schüler:innen aus dem Courage-Netzwerk über die Themen, die sie bewegen.

Was ist eigentlich radikal? Diese Frage stand am Anfang dieser Ausgabe der q.rage. Um sie zu beantworten, haben sich junge Autor:innen aus ganz Deutschland in ihrer Nachbarschaft umgesehen, mit beeindruckenden Menschen getroffen oder mit sich selbst auseinandergesetzt. Entstanden ist ein Magazin von Schüler:innen für Schüler:innen, das viele Facetten von Radikalität abdeckt und dabei eine vertraute Frage aufgreift: Wie wollen wir eigentlich leben?

Seenotretterin Christina Schmidt versucht, radikal human zu handeln und bewahrt Menschen vor dem Ertrinken im Mittelmeer. Für die Rapperin Sookee ist es radikal, einer unsichtbaren Norm zu widersprechen, und die Schauspielerin Thelma Buabeng hält der Gesellschaft mit ihrer Serie „Tell me nothing from the horse“ radikal komisch einen Spiegel vor.

Die Schüler:innen, die zu dieser q.rage beigetragen haben, nähern sich dem Thema von unterschiedlichen Seiten. Während Lotte über Feminismus in ihrer Familie schreibt, erzählt Kira von ihrer Identität als Ossi, Robin von seinen Erfahrungen im Hambacher Forst, Ramón schreibt über seine späte Taufe und Alex hat mit ihrem Lehrer über seine Erfahrung als Trans* Mann gesprochen.

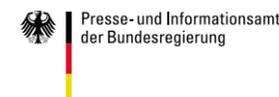
Keine Sorge, wenn ihr auf der letzten Seite angekommen seid, ist der Spaß noch nicht vorbei. Auf qrage.online geht es weiter mit der radikal sanften Maja, einem Streifzug durch Apolda und vielen weiteren tollen Texten. Vielleicht bekommt ihr ja beim Lesen Lust, selbst zu schreiben? Schickt uns eure Texte an redaktion@qrage.online.

Doch erstmal viel Vergnügen beim Lesen!

* Wir überlassen es den Schreibenden, ob sie in ihren Artikeln von Schüler_innen, Schüler*innen, SchülerInnen, von Schülerinnen und Schülern oder nur von Schülern oder Schülerinnen schreiben. So viel Freiheit und Vielfalt muss sein.

q.rage ist das Schüler:innen-Magazin von *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage*. Hier schreiben Schülerinnen und Schüler des Courage-Netzwerks. An dieser Ausgabe waren beteiligt: Alexandra (17) | Dylan (17) | Jenny (16) | Johannes (19) | Kira (16) | Lissy (17) | Lotte-Marie (16) | Maxi (17) | Naomi (17) | Nicola (17) | Ramón (17) | Robin (17) | Yunus (17)

Diese Publikation wird gefördert von



Inhalte

Was ist eigentlich radikal? 5	Mama, warst du Feministin? 16
Die q.rage-Redakteur:innen finden verschiedene Antworten auf diese Frage.	Lotte fragt sich, wie ihre Mutter und Großmutter zum Feminismus stehen und wird überrascht.
Warum ich keine Ossi bin 6	Thelma Buabeng im Interview 18
Kira wurde in Ostdeutschland geboren. An die Schublade „Ossi“ glaubt sie nicht.	Schauspieler:in Thelma Buabeng verrät uns ihre Traumrolle und redet über Alltagsrassismus.
SOOKEE im Interview 8	Hambi 21
Rapperin Sookee erzählt, wie sie wurde, wer sie ist und wie sie die Welt verändern will.	Robin wollte nur mal sehen, was im Hambacher Forst so los war. Der Besuch prägte ihn nachhaltig.
mitmachen bei qrage.online 13	Einmal que(e)r durch die Schule 24
qrage.online ist eine Plattform für Texte rund um das Courage-Netzwerk.	Herr Schmitt ist Lehrer und trans*. Mit Alex hat er über sein Coming-out geredet.
Ungetauft 14	Seenotrettung auf dem Mittelmeer 26
Ramón wollte sein, wie alle andern und landete in der Kirche.	Christina Schmidt erklärt, wie eine Rettungsaktion auf dem Mittelmeer abläuft.

Hinweis: Die Artikel stellen keine Meinungsäußerung des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung dar. Für inhaltliche Aussagen tragen die Autor:innen die Verantwortung. Presserechtlich ist Aktion Courage e.V. verantwortlich.

Impressum

Herausgeberin	Mentor:innen	Bildbearbeitung	Online
Bundeskoordination von Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage Karl-Heinrich-Ulrichs-Str. 11 10787 Berlin Trägerverein Aktion Courage e.V.	Vanessa Vu, Gerasimos Bekas, Anja Baer Gestaltung Yunus Kleff Fotos Johanna Landscheidt	Claudia Benders Druck Eversfrank Preetz Auflage 100.000 Stück / Schuljahr 2019/2020	redaktion@qrage.online www.qrage.online www.schule-ohne-rassismus.org Instagram @couragenetzwerk @qrage.online

Was ist eigentlich

radikal?

Der Wunsch, eine Gesellschaft grundlegend neu zu gestalten, um in dieser zu leben, wie es für einen am besten ist.

Jenny, 16

Das, was sich nicht vergessen lässt.

Kira, 16

Wenn jemand grundlegende Änderungen in einem System fordert. Dabei muss „radikal“ nicht immer etwas Negatives bedeuten.

Dylan, 17

Radikal bedeutet für mich, Opportunismus Individualität und Humanität entgegenzusetzen.

Lissy, 17

Ich denke, dass radikal derjenige ist, der das Problem an der Wurzel bekämpft, zum Beispiel wenn Mensch wie ich davon ausgeht, dass der Klimawandel nicht im kapitalistischen System aufzuhalten ist.

Robin, 17

Ich finde es radikal, wenn sich eine Frau eine Glatze rasiert, einfach weil sie es so will. Denn dadurch bricht sie mit dem typischen Frauenbild, welches immer noch tief in unserer Gesellschaft verankert ist.

Maxi, 17

Einerseits etwas Positives, ein Mittel zur Veränderung, gleichzeitig allerdings ein großes Problem, wenn radikaler Veränderungswille dem Extremismus, gerade von rechts, ähnelt.

Ramón, 17

Warum ich keine Ossi bin

Kira _16

Vor 30 Jahren fiel die Mauer. Was bedeutet dieses Ereignis für junge Menschen heute?

Mich hat nie jemand gefragt, wo ich war, als die Mauer fiel. Es wäre auch lächerlich. Ich wurde 2002 geboren und habe die Wende nicht miterlebt. Trotzdem ist die Teilung Deutschlands ein Thema, das mich beschäftigt und mir im Alltag begegnet. Wenn ein lokales Unternehmen aufgekauft wurde, dann „sicherlich von einem Westdeutschen“. Wenn Schulen und Krankenhäuser aus Personalmangel geschlossen werden, dann „ist der Westen daran schuld“. Wenn ein Pappbecher aus einem fahrenden Auto geworfen wird, dann war das bestimmt ein Wessi, denn „sowas hat es bei uns nicht gegeben“. Wessis – das sind immer die anderen. So habe ich es gelernt.

Die Generation unserer Eltern hat die Zeit der zwei deutschen Staaten noch miterlebt, manche länger, manche kürzer. Meine Eltern sind beide in der DDR geboren und aufgewachsen. Als gebürtige Ossis kennen sie die Vergünstigungen und Schwierigkeiten des Realsozialismus. Sie waren in der DDR-Jugendorganisation Freie Deutsche Jugend, kurz FDJ, sie sind für eine Mark ins Kino gegangen, haben stundenlang für Bananen angestanden, heimlich Westfernsehen geschaut und Päckchen von drüben bekommen. Sie wuchsen in einem Staat auf, der ihnen Tag für Tag ein Feindbild zeichnete.

Es ist ein Erbe, das sie an mich weitergegeben haben – ohne dass ich die Möglichkeit gehabt hätte, es auszu-

schlagen. Denn ich möchte nicht in einem Land leben, dessen Bevölkerung gespalten ist durch Spannungen, die von Generation zu Generation weitergegeben werden. Eine Erbfeindschaft sozusagen. Es ist nicht mein Konflikt, ich habe nie in der DDR gelebt. Ich weiß nicht, wen man kennen muss, um an eine Waschmaschine zu kommen. Ich weiß nicht, wie leere Supermarktregale aussehen oder wie man Gemüse einkocht. Ich spreche kein Russisch, kenne keine Pionierlieder und hatte nie „Nadelarbeit“. Keinesfalls möchte ich meine Herkunft verleugnen. Ja, ich komme aus Sachsen. Ja, ich habe die Jugendweihe gemacht, und ja, ich schmiere mir Stullen vor Ausflügen. Und ich mache mir auch keine Illusionen. Mir ist klar, dass ich in einigen Bereichen statistisch gesehen schlechtere Chancen habe, Karriere zu machen. Aber macht mich das zu einer Ossi?

Meine Verbindung zum Osten ist angeboren und anerzogen, aber darüber hinaus fühle ich keine Zugehörigkeit. Es war nicht alles schlecht, es war nicht alles gut. Es spielt für mich keine Rolle, was die eine oder andere Seite getan hat. Was für mich zählt, ist die Gegenwart und die Zukunft. Um die Kontraste nachhaltig verblassen zu lassen, muss nicht nur die Politik handeln, sondern jede Person, die noch in „Wir“ und „Die“ denkt. Die Teilung des Landes steht in den Geschichtsbüchern, das ist gut so. Aus den Köpfen soll sie verschwinden. Ich weiß, dass die Menschen in Ost und West unterscheiden, aber so leben will ich nicht. Wenn es schon Schubladen braucht, dann möchte ich passendere.





sookee_quing

Vom Innenblick zur **#Weitsicht** und zurück

Naomi(17), Alex(17) und Robin(17) sprechen mit der queer-feministischen Rapperin **Sookee** über Radikalität, über Andersartigkeit, über Verantwortung und darüber, wie sie ein selbstbestimmtes Leben führt.

Wie bist du auf den Namen „Sookee“ gekommen?

Meine Eltern haben mich mal Nora genannt. Ich mochte den Namen nie, ich kannte auch nur doofe Noras. Mir war schon früh klar, dass ich mich selbst benennen will. So wie in der Gebärdensprache. Da haben die Menschen Gebärdennamen, je nachdem was sie auszeichnet oder was sie an sich besonders hervorhebenswert finden. Vielleicht ist es ja auch ein radikaler Akt, zu sagen: Ich benenne mich selbst. Ich will selbst bestimmen, wo ich lebe, welche Beziehung ich führe, welchen Job ich mache und ich will auch selbst entscheiden, wie ich heiße! In meiner Zeit in der Graffiti-Szene brauchte ich einen Namen, der gut zu zeichnen war. Den Namen Sookee selbst habe ich aus dem Film „Die Hexen von Eastwick“, wo sich drei Frauen in den gleichen Typen vergucken. Statt miteinander zu konkurrieren, verbünden sich die drei gegen

die männliche Macht und gewinnen natürlich. Sukie war eine der drei. Den Namen „Sookee“ habe ich vom Graffiti zum Rap über gerettet. Mittlerweile habe ich ihn sogar in den Pass eintragen lassen.

Deine Eltern sind aus der DDR geflohen, inwieweit hat dich das beeinflusst?

Also das ist bis heute ein Riesenthema in meiner Familie. Diese Unfreiheit, die meine Eltern erfahren haben. Die Familie meiner Mutter war nicht staatskonform, aber auch keine explizite Gegnerin. Sie ist eher unter dem Radar geflogen. Mein Vater dagegen kommt aus einer Familie von Kommunisten. Einige haben den Nationalsozialismus nicht überlebt. Seine Mutter durfte nicht studieren, weil ihr Bruder als Kommunist im Konzentrationslager war. In der Beziehung meiner Eltern haben sich beide Haltungen vermischt. Ihre politische Haltung hat sie zusammengebracht und eine Weile aneinandergehalten.

Von den 16 Jahren Ehe waren sie viele Jahre sehr unglücklich miteinander. Die Knasterfahrung meines Vaters war sehr prägend für uns alle. Er ist lieber in den Knast gegangen als bei der Armee an der Grenze zu stehen und möglicherweise jemanden erschießen zu müssen. Im Knast wurden die politisch Inhaftierten oft mit Schwerverbrechern in eine Zelle gesperrt. So sollte verhindert werden, dass eine intellektuelle Blase entsteht. Sie sollten spüren, dass sie die „Untersten der Gesellschaft“ sind und keine Sonderbehandlung bekommen. Diese Zeit hat meinen Vater stark verändert. Heute ist er 70 und hat im Prinzip keinen Fuß mehr auf den Boden bekommen. Dieses Trauma hat ihn in die Isolation gebracht. Die Scheidung meiner Eltern war schlimm für mich.

Das Thema soziale Nachhaltigkeit ist total unterbelichtet.

Wolltet ihr deswegen fliehen?

Diese Idee der Unfreiheit in diesem Staat war so allmächtig in unserer Familie, dass sich alles andere dem untergeordnet hat. Wir haben ständig über den Sozialismus diskutiert. Deswegen wollten meine Eltern fliehen. Meine Schwester war kurz vor der Einschulung. Meine Eltern wollten auf keinen Fall, dass sie auf eine staatliche Schule in der DDR geht, mit Staatsbürgerkunde im Unterricht, mit dieser autoritären Haltung und der Idee des Marxismus-Leninismus. Leider sind beide im Kapitalismus noch unglücklicher geworden. Es wurde nicht besser, nur anders. Die Leute bespitzelten sich zwar nicht gegenseitig, aber alle arbeiteten gegeneinander mit ausgefahrenen Ellenbogen.

Ich war noch ein Kind und habe nicht alles verstanden, aber ich habe gespürt, worum es geht. Ich war erst zwei Jahre, habe im Prinzip

nichts vom Realsozialismus in dem Staat mitbekommen, ich war nicht in der Kita, nicht in der Schule, habe keine eigenen Erinnerungen, aber das Thema ist bis heute für meine ganze Familie unheimlich bedeutsam.

Du hast also das aufgenommen, was deine Eltern durchlebt haben.

Oft wird unterschätzt, wie sich solche Geschichten von Migration oder Flucht in Biographien niederschlagen und auf die nächste Generation übertragen. Traumatische Ereignisse, aber auch bekräftigende Ereignisse werden weiterge-

reicht und halten lange vor. Es werden noch so viele Generationen von Menschen unter den traumatischen Erfahrungen ihrer

Eltern oder Großeltern auf der Flucht leiden. Seit 80 Jahren kümmern wir uns nicht ausreichend darum, gegen den Antisemitismus und Rassismus, gegen die Ideologien der Ungleichwertigkeit von Menschen vorzugehen. Wir fragen uns jetzt wieder, wie war das in der Weimarer Republik, wie war das mit den Notstandsgesetzen, wie war das mit dem Aufstieg der NSDAP? Lässt sich das vergleichen? Wenn wir Radikalität als umfassendes, Tabu-demaskierendes, kompromissloses Phänomen betrachten, müssen wir langfristig und nachhaltig denken und uns nicht nur auf Flashlights stürzen. Die braucht es natürlich auch, um Aufmerksamkeit zu erzeugen. Seine Lebenszeit darauf zu verwenden, an einer gesellschaftlichen Veränderung mitzuarbeiten, ist für mich radikal. Radikalität findet mir zu oft nur im Heute statt. Wir gehen auf die Barrikaden, machen Aktionen, G20-Proteste oder eben der Hambacher Forst. Für den Moment ja.



© Johanna Landscheidt

SOOKEE im Gespräch mit Naomi, Alex und Robin.

Radikalität ist doch aber nicht nur so ein Flashlight, sondern es heißt, Energien und Ideen aufzubringen, die lange funktionieren. Wenn Menschen 40 Jahre an einem Projekt arbeiten und z.B. ein Frauenhaus gründen. Die schauen sich 40 Jahre diese krassen Geschichten an und bewirken nachhaltig etwas. Das verdient Respekt. Das lässt sich auch auf die Gesellschaft übertragen.

Wann hast du dich das erste Mal radikal gefühlt?

Ich fand schon im Kindergarten die gesellschaftlichen Erwartungen schwierig. Vor allem wollte ich mich nicht in Geschlechterrollen fügen. Ich war als Kind zu Hause voll die Krawall-Tüte und in der Öffentlichkeit immer super schüchtern. Das waren immer so zwei Seiten. Im Kindergarten wollte ich die Mädchendinge nicht und bei den Jungs war ich auch nicht erwünscht. Einmal hat der ganze Kindergarten ein Zirkusprojekt gemacht. In meiner Gruppe waren die Jungs Gewichtheber und die Mädchen Seiltänzerinnen. Meine Mutter hat mir in der letzten Nacht ein Tutu genäht. Ich wollte diesen Rock aber nicht anziehen. Diese Erwartung konnte ich einfach nicht erfüllen. Später habe ich den Rock angezogen und mich ganz wohl

gefühlt. Da wusste ich aber auch, jetzt kann ich selbst entscheiden, ob ich das anziehe oder nicht. Ich hatte keinen Bock auf Fußball und Autos, aber ich hatte auch keinen Bock auf Puppen und Angepasstheit. Ich fühlte mich dazwischen verloren.

Dazu kam, dass wir als einige von wenigen Osis in Westberlin lebten und auf eine Waldorfschule gingen. Meine Eltern dachten, die Schule wäre ganz toll. War sie teilweise auch, aber Waldorf geht eben auch auf den Begründer, den Rassisten und Antisemiten Rudolf Steiner, zurück. Die Schule war stark christlich geprägt und lag im reichsten Teil von Berlin, weit entfernt von unserer Wohnung. Meine Mutter hatte wenig Geld. Das Schulgeld war nach Einkommen gestaffelt, darüber hinaus war nichts drin. Wir waren immer die, die sich nichts leisten konnten, die Neuen, die anders waren. Diese Gefühle von Fremdheit, Befremden oder irgendwie Andersartigkeit habe ich schon früh empfunden. Es war immer diese Ambivalenz, gehöre ich dazu oder nicht, etwas alienartiges. Irgendwie habe ich mich darauf eingerichtet und das als Lebensziel erhoben.

Wir waren bei deiner Radikalisierung.

Ein radikaler Akt ist für mich, wenn ich mich traue, einer unsichtbaren Norm zu widersprechen. Ich finde es schwierig, dass Radikalität oft nur im Sinn von Jeanne d'Arc verstanden wird: Rein in den Kampf und rauf auf die Barrikaden. Dass es eben auch eine sehr sanfte und ruhige Form von Understatement gibt, die mit Radikalität verbunden ist, wird vergessen. Wenn du, Alex, in deiner Freizeit mit Greifvögeln arbeitest, dann ist das irgendwie auch radikal. Menschen in deinem Alter verbringen ihre Zeit normalerweise anders. Diese Andersartigkeit erfordert eine Menge Selbstbewusstsein. Das ist radikal, weil es so sehr aus der Norm rausfällt.

Alex: Ja, in meiner Schule war ich immer die Außenseiterin, die Irre mit Vögeln. Meine Klassenkameraden sagen immer, ich solle was Normales machen, mich mal schminken.

Ja, bitte tausche Falke gegen Mascara. (lacht) Ich frage mich, was kann es Besseres geben als wenn Leute etwas finden, worauf sie Bock haben? Wie viele Leute führen Beziehungen, auf die sie keinen Bock haben? Machen Jobs, die sie scheiße finden? Ziehen sich Dreck im Fernsehen rein und haben keine Idee, wie sie ihr Leben gestalten wollen.

Es fehlt also ein Stück Selbstreflexion, meinst du das?

Ja, es geht doch immer darum, macht mir das Spaß oder nicht? Wenn wir lernen würden, wirklich nach innen zu schauen, würden wir uns nicht so vom Kapitalismus verarschen lassen. Dieses Wissen, was mir wirklich gut tut und was ich brauche, ist eine Grundeigenschaft, die heute total fehlt.

Gibt es ein Mindestmaß an Radikalität?

Bei Radikalität gibt es keinen Maßstab. Das ist total personen- und situationsabhängig, was ist möglich und was nicht. Die Einen gehen auf ein Rettungsschiff, andere zwacken etwas von ihrer Kohle ab und spenden oder gehen auf eine Demo. Ich finde, man darf niemals

bewerten, ob du radikal genug bist. Ich finde es falsch, mit Druck zu agieren, mit Sanktionen und Strafen. Ich würde eher mit Sog arbeiten, mit Belohnung und Ermunterung. Ich merke bei mir auch, wie ich gegen die Wand renne, wenn ich mir von anderen Leuten wünsche, dass sie mal das Maul aufmachen. Im Hip-Hop sind ein paar Frauen unterwegs, die sind total angepasst und arbeiten mit den ganzen Arschlöchern zusammen. Die kriegen voll viel Anerkennung dafür, dass sie als Frau ihr Business machen. Dabei sind sie total angepasst. Sie tun so radikal und laut, aber eigentlich arbeiten sie in konservativen Strukturen, sind finanziell und auch in der Szene von Männern abgesichert. Aber wer bin ich, mir von denen etwas zu wünschen? Das Schwierige an Erwartung ist, dass du am Ende diejenige bist, die traurig ist, weil etwas nicht geklappt hat. Daher vermeide ich es, Erwartungen zu haben. Ich lade lieber Leute in mein Denken ein und versuche zu begeistern. Mit einem Sog andere mitzunehmen, anstatt zu sagen: „Du musst das machen, sonst bist du nicht genug links oder nicht genug queer oder nicht genug feministisch oder nicht genug ökologisch.“

Was Sookee noch über queer-feministischen Hip-Hop in einer männlich dominierten Szene zu sagen hat, erfahrt ihr im zweiten Teil des Interviews auf qrage.online.



SOOKEE (*1983) ist eine queer-feministische Rapperin, die sich gegen Homophobie und Rassismus im Hip-Hop und darüber hinaus stark macht. Sie ist Patin der Heinrich-Zille-Grundschule Berlin.



© Johanna Landscheidt

Die q.rage ist online!

Im Web und auf Instagram bieten wir jungen Autor:innen und solchen, die es noch werden wollen, eine Plattform für ihre Texte. Themen rund um das Courage-Netzwerk, Diskussionsbeiträge, Interviews und Reportagen – sie alle finden einen Platz auf qrage.online

Ihr seid älter als 14 und findet, eure Texte bringen einen frischen Wind in Diskussionen rund um die Frage: Wie wollen wir miteinander leben?

Oder ihr habt bereits Texte in der Schüler:innenzeitung an eurer Schule veröffentlicht und seid der Meinung, sie sollten mehr Leser:innen erreichen?

Dann schreibt uns einfach eine Mail an:

redaktion@qrage.online





ungetauft

„Ich will getauft sein!“, rief ich in die Küche und rannte zu meiner Mutter. Ich war sieben Jahre alt und der Sommer ging gerade zu Ende. Meine Mutter fragte mich, wie ich darauf gekommen war. „Alle anderen in der Schule sind auch getauft.“ Es stimmt: Alle Kinder waren schon früh getauft worden. Im Sauerland war es normal, als Baby katholisch getauft zu werden und fortan in die Kirche zu gehen. Ich war anders. Meine Eltern wollten, dass ich mich entscheide, ob ich getauft werden will. Nun hatte ich mich entschieden.

In der Schule nannte mich ein Mitschüler beim Fußballspielen „Teufel“. Einige Mitschüler fanden Spaß daran, mich damit aufzuziehen, dass ich nicht getauft war. Je öfter ich ihre Sticheleien hörte, desto mehr taten sie weh. Anfangs versuchte ich, sie zu ignorieren. Irgendwann wollte ich nicht mehr in die Schule gehen.

Ramon

Meine Eltern waren überrascht, unterstützten mich aber bei meinem Taufwunsch. Es gab nur ein Problem: Sie waren selbst keine Gemeindemitglieder. In der katholischen Kirche darf man aber nur getauft werden, wenn mindestens ein Elternteil schon in der Kirche ist. Ist das nicht der Fall, muss ein Elternteil wieder eintreten.

Mein Vater wollte keine Kirchensteuer zahlen und nichts mit der Kirche zu tun haben, also erklärte sich meine Mutter bereit dazu. Sie war schon früh aus der Kirche ausgetreten, aus ähnlichen Gründen wie mein Vater.

Doch von jetzt auf gleich wieder eintreten? Nicht mit der katholischen Kirche. Meine Mutter musste erst beweisen, dass sie „gläubig genug“ sei.

An einem Herbstabend kam meine Mutter von ihrer ersten Unterrichtsstunde aus dem Pfarrheim zurück. Sie musste für ihren Wiedereintritt in die Kirche einen Kurs besuchen. Ich lag im Bett und hörte, wie die Tür etwas lauter als sonst zufiel und sie die Treppe in die Wohnung hochging. Ich dachte mir nichts dabei. Ich freute mich auf meine Taufe.

Eine Hand voll Unterrichtsstunden, eine Prüfung, eine Beichte und ein Glaubensbekenntnis brauchte es für meine Mutter, um sie mit der katholischen Kirche „wiederzuersöhnen“. So stand es in der Bescheinigung vom Pfarramt. Wochenlang fuhr sie dafür nach der Arbeit in den Nachbarort. Sie sagte mir, dass es sich anfühlte wie Schule. Sie musste Arbeitsblätter bearbeiten und die Fragen der Pfarreiangeestellten beantworten.

„Glauben Sie, Gott ist allmächtig und allgegenwärtig?“
„Nein.“

Beinahe flog meine Mutter wegen dieser Antwort aus dem Kurs. Eine „richtige Gläubige“ hätte natürlich bejaht ohne weiter nachzufragen, aber meine Mutter dachte mehr als zu glauben. Sie erzählte mir später, dass die Dame sie fassungslos angestarrt habe und erst nach einiger Zeit ein kurzes, aber bestimmtes „Warum das?“ aus sich herauspresste.

„Wenn Gott allmächtig ist, warum gibt es dann so viel Elend auf der Welt?“, fragte meine Mutter.
„Nun ja, Gott kann ja nicht überall sein. Das geht ja nicht.“

Meine Mutter lenkte ein und die Gemeindeangestellte führte den Unterricht fort.

Und so fiel wenige Wochen später endlich der Satz, auf den ich so lange gewartet hatte: „Ich taufe dich auf den Namen Manuel Ramón“. Ich legte meine Stirn in das beige, steinerne Taufbecken und der Vikar goss mir Wasser über die Haare. Ich war glücklich und etwas stolz,

auch endlich getauft zu sein – gleichwohl es sich irgendwie falsch anfühlte, selbst zum Taufbecken zu gehen, während die anderen Kinder von ihren Eltern getragen wurden. Ich war sieben Jahre alt, die anderen nicht mal ein Jahr.

Auf dem Nachhauseweg freute ich mich darauf, am nächsten Schultag zu erzählen, dass ich jetzt war wie alle anderen Kinder. Ich ging zur Erstkommunion, diente Samstagabends in der Messe. Das erste Mal den Weihrauch halten zu dürfen und die erste Ostermesse waren für mich ein Erlebnis. Ich habe mich immer gern in die Kirche eingebracht.

Aber gläubig? Zehn Jahre nach meiner Taufe denke ich, ich war nie gläubig. Ich bin es auch jetzt nicht, und ich werde es wohl nie sein. Glaube war für mich nie greifbar, nur die Kirche war es.

Heute bin ich dagegen, Dinge zu tun, nur weil alle sie tun. Jeder Mensch sollte seinen Glauben frei leben können, egal wo. Genauso sollte aber auch jeder Mensch frei darin sein, nicht zu glauben und keiner Religion anzugehören.

Die späte Taufe brachte mir einige Probleme ein, doch ich bin meinen Eltern dankbar dafür, dass sie mich haben selbst entscheiden lassen. Sie haben mir damit einen schönen Grundsatz mitgegeben: Dass ich frei bin, zu entscheiden und im Zweifel meine Meinung ändern kann. Das habe ich auch. Ich habe mich gegen die Firmung entschieden und werde die Kirche mit meinem 18. Lebensjahr verlassen.

Ist es nicht ein riesengroßes Privileg, seine Meinung überall sagen zu können? Diese Frage habe ich mir in letzter Zeit oft gestellt und dabei an die Frauen in meiner Familie gedacht. Denn sie hatten genau dieses Privileg in ihrer Jugend nicht immer.

Meine Oma wurde 1951 in Coswig in Sachsen-Anhalt als älteste von drei Kindern geboren. Sie wuchs in bescheidenen Verhältnissen auf. Ihre Eltern arbeiteten fleißig und waren angesehen im Ort. Meine Oma wurde wie damals üblich streng erzogen, aber auch fürsorglich und mit viel Liebe. Als sie älter wurde, durfte sie in Halle studieren. Das war für sie und ihre Familie etwas sehr Besonderes. Das Leben in Halle war ganz anders als im 60 Kilometer entfernten dörflichen Coswig. Dort begegneten ihr erstmals Themen wie Emanzipation und Gleichberechtigung. Sie erzählte mir, dass sie als junge Frau keine Feministin sein konnte, ohne als Außenseiterin oder Männerhasserin abgestempelt zu werden. Positionen jenseits der Staatsmeinung wurden entweder ignoriert oder als falsch deklariert. Die politische Situation in der frühen DDR und die Stellung der Frau erschwerten feministisches Handeln. Um den

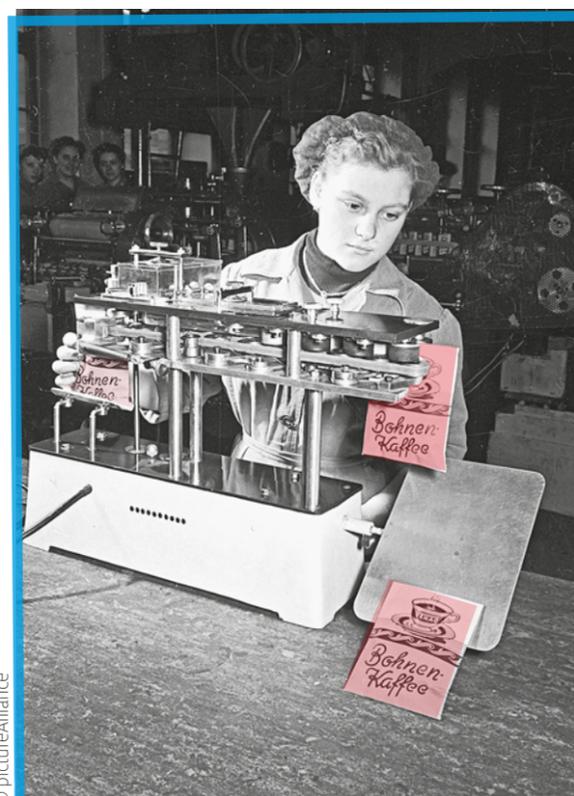


Mama, warst du Feministin?



Arbeitskräftemangel in der Produktion zu mildern, erhielten Frauen im Osten Deutschlands bereits 1946/47 – verfassungsrechtlich verbriefte – dieselben Rechte wie die Männer. Eine Frau sollte zu dieser Zeit alle Arbeitsbereiche abdecken können. Sie sollte nicht nur voll berufstätig sein, sondern sich auch stetig weiterbilden. Sie sollte den Haushalt meistern, ihren Kindern eine liebevolle Mutter und ihrem Mann eine fürsorgliche Ehefrau sein. All das waren Erwartungen an die Frauen, während die Männer lediglich arbeiteten.

Meine Oma erzählte mir, dass sie mit all den Rechten, die sie auf einmal hatte, überfordert war und denen noch nicht recht traute. Auch fiel es ihr schwer, Mitstreiterinnen zu finden. Das Leben vieler Frauen war von Unsicherheit und Angst geprägt, was einen Austausch schwierig machte. Sie hatten Angst vor möglichen Konsequenzen, davor allein dazustehen, von Männern verspottet und von ihren Familien verstoßen zu werden. Es gab zu wenig Frauen, die sich trautes, den Anfang zu machen. Heute bereut sie, nicht eine dieser Frauen gewesen zu sein, denn auch



Lotte_16

gleichberechtigt verteilt. So langsam verstand ich ihre Aussage. Sie war selten mit Ungerechtigkeit aufgrund ihres Geschlechts konfrontiert. Sie wuchs zu einer Zeit in der DDR auf, in der es ausdrücklich erwünscht war, dass Frauen arbeiten gehen. Die Arbeitskräfte wurden gebraucht und außerdem hätte ein einzelnes Einkommen zum Überleben nicht ausgereicht. Karriere haben aber nur die Wenigsten gemacht. Die DDR war in Sachen Emanzipation und Gleichstellung der Frau schon deutlich weiter als die neue Frauenbewegung im Westen. Also wer weiß, wie meine Mama zu dem Thema stehen würde, wäre sie 200 Kilometer weiter westlich aufgewachsen.

Auch wenn meine Mama nicht explizit Feministin war, setzte sie sich für gleiche Rechte für alle Menschen ein, unabhängig von Geschlecht oder Herkunft. Sie war demonstrieren und hat ihre Meinung vertreten.

ihr war damals schon die Gleichberechtigung aller Menschen sehr wichtig. Als ich sie fragte, was sie unter Feminismus verstehe, antwortete sie, dass ihr am wichtigsten war, endlich ihr eigenes Geld verdienen und arbeiten gehen zu können. Sie wollte sich keinem Partner unterordnen, sie wollte als Frau oder vielmehr als Mensch gesehen werden.

Vor dem Gespräch mit meiner Mama fragte ich mich, ob sich in der nächsten Generation der Feminismus verändert hat. Ich war mir sicher, dass es so ist. Umso überraschter war ich, dass sich meine Mama nie als Feministin gesehen hat. Sie ist in den 1970ern in Sachsen-Anhalt als erstes von zwei Kindern aufgewachsen. In ihrer Familie waren die Verpflichtungen für Haushalt, Arbeit und Kindererziehung



©Johanna Landscheidt

Ihr ist das Wohl aller Menschen wichtig, weshalb sie sich nicht explizit nur für Frauenrechte einsetzt.

Die Meinungen meiner Oma und meiner Mama haben mich geprägt und nachdenklich gestimmt. Mir war Gleichberechtigung schon immer wichtig. Ich wollte nie anders behandelt werden, nur weil ich ein Mädchen war. Wir sollten Kinder ohne Rollenzuschreibungen aufwachsen lassen. Warum ist es immer noch etwas Besonderes, wenn Männer Erzieher werden und Frauen als Mechatronikerin arbeiten wollen? Warum sind so wenig Frauen in Aufsichtsräten oder in Führungspositionen? Frauen haben so viel Potential, diese Welt ein Stück besser zu machen. Wir sollten junge Frauen ermutigen, ihren Weg zu gehen. Für mich ist klar, dass wir handeln müssen. Alle zusammen. Meine Generation ist gefragt, aber genauso Oma, Opa, Mama und Papa.



Wir müssen das selber machen.

thelmabuabeng

Lange gehörten für die Schauspielerin **Thelma Buabeng** rassistische und klischeehafte Rollenangebote zum Arbeitsalltag. Im Gespräch mit Jenny, Johannes und Yunus verrät sie, wie sie gelernt hat, damit umzugehen und warum sie Hoffnung für die kommenden Generationen hat.

Du bist in Köln und Berlin auf die Schauspielschule gegangen und hast deine Fernsehkarriere in der Serie „Lindenstraße“ gestartet. Wie war das für dich?

Ja, das war meine allererste Rolle. Ich habe mich damals total gefreut, irgendwie Geld zu bekommen, zu drehen, im Fernsehen, Lindenstraße. Also ich habe mir auch nicht so einen Kopf gemacht. Klar habe ich mir auch gedacht: O.k., aidskrank, Nigerianerin, spricht kein Deutsch. Die erste Szene wurde so erzählt: Sie kommt in der Lindenstraße mit einem Taxi an, hat keine Kohle dabei und schnorrt erst mal ... (lacht) Das war mein Auftritt in der Lindenstraße. Wer macht denn so etwas? Da kommt die Afrikanerin aus Afrika, kann sich gar kein Taxi leisten, setzt sich aber in eins, weil irgendein Weißer wird das ja bezahlen. Mega rassistisch. Das war 2003. Mittlerweile hat sich auch viel getan. Ich weiß nicht, wie diese Geschichten jetzt erzählt werden.

Wie hast du auf solche Drehbücher reagiert?

Am Anfang stand für mich die Wut darüber, dass wir so dargestellt werden. Jetzt bin ich aber einen Schritt weiter und denke, es ist falsch, immer zu verlangen, dass andere Leute, in dem Fall weiße Leute, meine Geschichten erzählen. Eigentlich müssen wir das selber machen. Also wir sollten nicht darauf warten, dass irgendwelche Produzenten jetzt endlich mal nicht die Geschichte von einem Schwarzen erzählen, der über das Mittelmeer geflüchtet ist, sondern die Geschichte von Schwarzen erzählen, die Kriegshelden waren, die geile Sportler sind, die eine ganz normale Karriere gemacht haben und zufällig Schwarz waren.

In deiner YouTube-Serie „Tell me nothing from the horse“, erfindest du eigene Charaktere und wählst einen sehr humor-

vollen Zugang, um auch über ernste Themen wie Rassismus zu sprechen. Warum?

Das beste Ventil, um Leute an sich heranzuholen, um Dinge verständlich zu machen, ist Humor. Gemeinsam zu lachen, gemeinsam Spaß zu haben, ist mein Ziel. Letztendlich zeigen die Figuren in der Serie einen Querschnitt der Gesellschaft, wie so ein Spiegel. Und ich hoffe, dass man sich da hineinversetzen kann, was letztendlich hoffentlich dann auch witzig ist und zwar ohne Schläge, eher so als würde ich die Leute kitzeln. Unter den Achseln sozusagen.

Was für Rollen möchtest du gern angeboten bekommen?

Superheldin! (lacht) Das wäre eigentlich mein Ding, so mit Afro wie Shaft in den Siebziger Jahren und meine Superkraft wäre Schellen verteilen. Dass ich so viel Kraft in der rechten Hand habe, dass ich nur so Päm, Päm, Päm ... allen Schellen gebe. (lacht) Allen sexistischen Männern, Rassisten ... Nein, ich meine, bei Superhelden ist es ja oft so, meistens sind es weiße Männer mit ihren weißen männlichen Gehilfen und so. Und wenn es Frauen sind, dann sind die immer sexy und total dünn und haben irgendwie kaum etwas an. Ich finde den Gedanken superschön, dass man als Schwarze Frau die Heldin eines Films ist.

Eine Traumrolle wäre wirklich Superheldin?

Das fände ich richtig nice, muss ich ganz ehrlich sagen. Aber auch ganz viele andere Sachen. Ich stehe zum Beispiel total auf historische Filme. Das Problem ist natürlich, dass ich bei historischen Filmen oft den Kürzeren ziehe. Wenn man es realistisch macht. Man kann es natürlich letztendlich als Regisseur, Produzent, Filmproduktion machen, wie man will, aber oft wird es ja

SUPERHELDIN

Das wäre eigentlich
so mein Ding.



dann doch klassisch gemacht mit weißen Schauspielern. Dann gibt es höchstens eine Schwarze als Dienstmädchen. Das heißt, in diesen historischen Filmen, wo ich gern diese geilen Kleider an hätte, die ich so liebe, würde ich am Ende mit Schürzchen oder Haube und Putzmittel in der Hand dastehen.

Wie sehr hängt deine Haltung zu Rassismus mit deinem Beruf zusammen?

Es hätte natürlich in jedem Berufszweig passieren können, dass ich der einzige Schwarze Mensch im Kontext gewesen wäre und daher mit komischen Fragen und Dingen konfrontiert worden wäre. In meinem Kontext als Schauspielerin kommt dazu, dass ich auch spielen muss, wie ich von der Gesellschaft gesehen werde. Das ist vielleicht ein bisschen extremer. Wenn ich einen normalen Bürojob hätte, würde mir Alltagsrassismus vielleicht auch begegnen. Aber wenn ich morgens am Schreibtisch sitze und dann abends wieder gehe, werde ich eventuell weniger damit konfrontiert.

Gibt es auch Momente, wo du keine Lust hast, über Rassismus zu reden?

Ich hatte eine Phase letztes Jahr, vor allem nach Chemnitz und dem ganzen Mist, wo ich echt gemerkt habe, nein, eigentlich habe ich jetzt keinen Bock, wieder zu irgendeinem Podium zu gehen, mich vor weiße Menschen zu setzen und denen zu erklären, was Rassismus ist. Checkt es doch selber mal. Also manchmal ist es dann auch zu viel, sodass ich dann das Gefühl habe, nein, macht euren Kram alleine. Es ist ein bisschen wie Perlen vor die Säue zu werfen, weil ich das Gefühl habe, man redet und redet, aber meistens sind die, die dasitzen, gar nicht die, die es hören müssten.

Weil die Leute im Publikum schon wissen, was Rassismus ist? Auch nicht immer, aber zumindest sind das die Leute, die willens sind. Die sind ja schon mal da und die wollen zuhören. Und ich finde es wichtig und ich finde es dann doch total gut, dabei zu sein. Ich glaube kaum, dass es eine POC (Anm. d. Red.: Person of Color) gibt in Deutschland, die nicht komische Erfahrungen gemacht hat. Aber ich habe das Gefühl, dass es normaler wird in eurer Generation oder der, die nach euch kommt.

Gibt es also Hoffnung auf weniger komische Erfahrungen für von Rassismus betroffene Menschen?

Ich war mal bei einer Freundin, deren weiße Tochter hat mit einem Mädchen mit einem Schwarzen und einem weißen Elternteil gespielt. Und die haben genau über diese Begrifflichkeiten geredet. Ich habe gerade mit ihr darüber diskutiert, was man dazu sagt und sie gefragt: „Entschuldige mal bitte, wie sagt man denn zu dir?“ Die so: „He? Wie? Melissa.“ Die hat meine Frage gar nicht verstanden. Mir war das so peinlich, weil ich gedacht habe, ja, genau, du hast vollkommen recht, was ist das für eine komische Frage, die ich hier stelle? Ich habe das Gefühl, dass es für die jüngere Generation, natürlich kommt es immer darauf an, wo man aufwächst, gar nicht mehr so ein Thema ist. In der Kita und in der Grundschule sagen die Kinder dann so: „He? Was meinst du? Das sind alles Kinder. Ich weiß gar nicht. Ich verstehe die Frage gar nicht.“

THELMA BUABENG (*1981) ist Schauspielerin. In ihrer eigenen YouTube-Serie „Tell me nothing from the horse“ parodiert sie rassistische Klischees.



HAMBBI

Umweltschutz bewegt Jugendliche auf der ganzen Welt, vor allem seitdem die junge Aktivistin Greta Thunberg Aufsehen erregt und auch in deutschen Städten viele Schülerinnen und Schüler Freitage in der Fußgängerzone statt im Klassenzimmer verbringen, um mehr Klima- und Umweltschutz einzufordern. Bevor die „Fridays for Future“ ins Leben gerufen wurden, beschäftigte der Streit um die weitere Rodung des Hambacher Forsts viele Menschen in Deutschland, darunter unser Autor Robin, der seine Eindrücke protokolliert hat.

Robin_16

Vom Hambi wusste ich zunächst nur, dass dort ein Wald besetzt wurde. Ich bin mit meinem Kumpel Mike in den Sommerferien 2018 hingetrampelt, um mir das anzusehen. Als wir in Buir ankamen, hatten wir keinen Plan, wo wir hin mussten, bis wir einen Menschen trafen, der auch in den Wald wollte und uns mitnahm. Als wir den Wald erreichten, wurden wir direkt eingeladen, uns zu den anderen Menschen zu setzen und mit ihnen zu essen. Die nächsten Tage haben Mike und ich uns fast nicht mehr gesehen. Wir haben gelernt, zu klettern. Ich bin nachts Containern gefahren. Wir haben versucht, ohne Hierarchie und Diskriminierung zusammenzuleben. Jeder Mensch sollte machen können, was er wollte, ohne sich unterdrückt zu fühlen. Viele Menschen habe ich in dieser Zeit tief in mein Herz geschlossen. Dann fing das neue Schuljahr an und ich verließ den Wald.

Als ich aus den Nachrichten erfuhr, dass die Räumung näher rückte, steigerte sich meine Angst täglich. Falls der Wald gerodet würde, könnte ich die Menschen, die ich dort kennengelernt hatte, vielleicht nie wieder sehen, dachte ich. Ich kannte ihre bürgerlichen Namen nicht, denn im Hambi sprachen wir uns mit selbstgewählten Namen an, und Kontaktmöglichkeiten hatte ich auch nicht. Ich befürchtete auch, dass diese Menschen ins Gefängnis müssten, einige schienen zu Gewalt bereit zu sein, um den Wald zu verteidigen. Täglich habe ich darüber nachgedacht, meine Sachen zu packen und in den Wald zu ziehen, um mit zivilem Ungehorsam zu versuchen, die Räumpanzer zu stoppen.

13. September 2018

Räumung im Hambacher Forst hat begonnen

Ich habe so oft es nur ging versucht, die Internetseite mit den Nachrichten zu aktualisieren, habe täglich nach Bildern und Videos gesucht, um zu sehen, was passiert. Ich hatte die Hoffnung, Aufzeichnungen zu finden, die zeigen, dass die Polizei mit der Räumung nicht vorankommt. Ich hatte jeden Tag Angst, wieder Menschen anhand ihrer Kleidung zu erkennen und zu sehen, wie sie abgeführt werden. Jeden Tag habe ich mir überlegt, die Schule abzubrechen. Ich litt zuhause an meiner eigenen Ohnmacht. Was wäre, wenn

ich jetzt in den Wald fahren würde? Wahrscheinlich käme ich, bevor ich ihn betreten könnte, in Untersuchungs-Haft, da die Umgebung zum Gefahrengbiet erklärt worden war. Jeden Tag wurde die Wut größer, auf den Energiekonzern RWE, auf die Sicherheitsdienste, auf die Politik und auf die Polizisten, die da „nur ihren Job machen“. Währenddessen sah ich täglich Bilder, die nach Polizeigewalt aussahen und erfuhr von vielen Menschen, wie es ihnen erging.

20. September 2018

Tödlicher Sturz

Mittlerweile hatte ich aufgehört, mir die neuen Berichte anzuhören. Ich habe gemerkt, wie es mich immer wieder fertig gemacht hat. Ich habe erst von dem Tod des Journalisten in der Schule gehört, als mir gesagt wurde, „jetzt haben deine Aktivistenfreunde sogar jemanden getötet, um die Rodung zu stoppen“. Ich konnte und wollte es nicht glauben, dass jemand so weit gehen, und einen Menschen töten würde. Gleichzeitig hatte ich Angst, dass es stimmen könnte und hatte erst keine Möglichkeit, zu recherchieren. Zuhause habe ich panisch im Internet gesucht, was genau passiert war und habe herausgefunden, dass Steffen, ein Journalist und Aktivist, in Bechtown von einem Baum gestürzt sei. Ich habe kein Foto von ihm gefunden.

06. Oktober 2018

50.000 Demonstranten

Das scheinbar Unmögliche war passiert, der Wald war fürs Erste gerettet. Doch zu welchem Preis wurde das erreicht? Viele Traumata und ein Todesfall. All das passierte wegen Kohle. Ich bin dann in den Ferien mit zu der Großdemo gefahren, da ich so eine kostenlose Mitfahrgelegenheit zum Wald hatte. Es war ein Schock, in den Wald zu gehen. Alleine die Schneisen zu sehen, die die Polizei durch den Wald gezogen hatte. Dazu kamen tausende Menschen, die ständig fotografierten und laut waren. Ich habe es dort nicht ausgehalten, an diesem Ort, den ich mit Ruhe und Frieden verband. Es war schrecklich, zu sehen, dass die Menschen ihren Protest überall posteten, dass es zum Trend wurde, sich dort zu inszenieren. Es war

mir zu viel, daher bin ich in die Waa gefahren. Dort habe ich viele Menschen wieder getroffen, die geräumt worden waren. Ich war überglücklich, so viele Menschen wiederzusehen.

10. Oktober 2018

Zurück im Wald

Ich war endlich zurück im Wald und konnte die komplette Zerstörung wahrnehmen. Ich bin auf direktem Wege zur Gedenkstätte für Steffen gegangen. Ich habe auf dem Weg viele Orte gesehen, an denen mal Baumhäuser gewesen waren. Dort habe ich das erste Mal ein Bild von Steffen gesehen, gemerkt, dass ich mit ihm geredet hatte. Das hat mich sehr mitgenommen. Ich war drei Stunden an der Gedenkstätte und habe geweint und mir die Texte durchgelesen. Danach bin ich durch den Wald gegangen. Ich habe mich an die schönen Momente an den verschiedenen Orten erinnert. Doch es war nichts geblieben. Nur noch Reste von Transparenten und gekappten Seilen. Alles war zerstört, alle Baumhäuser. Ich war wütend und hilflos.

25. Februar 2019

Das Interesse schwindet

Ich mache mir immer noch Vorwürfe, weil ein Aktivist, den ich kennengelernt hatte, vor Gericht stand und ich keine Zeit hatte, um hinzufahren und Solidarität zu zeigen. Nun sitzt dieser Mensch für neun Monate im Knast. Während ich diesen Text schreibe, erhalte ich Nachrichten wie z.B. „Heli bei Buir, viel Blaulicht, Krankenwagen und Feuerwehr“ oder „Mahnwache meldet wohl grad 4-5 Wannen an der Kreuzung und zusätzlich welche in die Securoad. Noch keine Bestätigung dafür aus Oaktown.“ Auch wenn sich zurzeit fast niemand mehr für den Wald interessiert, passiert leider viel.

Im August 2019, pünktlich zum Redaktionsschluss, kommt der Hambacher Forst für kurze Zeit wieder in die Schlagzeilen. Das Aachener Verwaltungsgericht kommt zu dem Schluss, dass die seit 2012 genutzte Protestwiese geräumt werden müsse. Das Gericht sprach dem Protest den friedlichen Charakter ab.



Klimaschutzaktivistin Greta Thunberg am Braunkohletagebau.

Glossar

Hambi Hambacher Forst, ein Waldgebiet, das die Rheinbraun AG 1977 zum Braunkohleabbau erwarb. Der Forst wird seit 2012 von Aktivist:innen besetzt, die eine weitere Rodung verhindern wollen. Es kommt immer wieder zu Räumungen durch die Polizei. Die Waldfläche umfasste 5500 Hektar, zur Zeit sind es noch etwa 200 Hektar.

Buir Ein Ort in der Nähe vom Hambi

Waa Ein autonomes Zentrum in Düren, welches zur Unterstützung für den Wald gegründet wurde und Aktivist:innen eine Rückzugsmöglichkeit bietet.

Containern Lebensmittel mit abgelaufenem Mindesthaltbarkeitsdatum aus den Müllcontainern von Supermärkten bergen.

Secu Abkürzung für Security

Wanne Umgangssprache für Mannschaftswagen der Polizei

Securoad Die Straße, welche Sicherheitsdienste verwenden

Oaktown Der Name eines Ortes im Hambi

Einmal que(e)r



© Johanna Landscheidt

durch die Schule

Blendendes Sonnenlicht und die Schulglocke – nicht die besten Voraussetzungen für ein Gespräch. Aber solche Details verblassen bei der spannenden Geschichte, die ich gleich hören werde. Mir gegenüber sitzt Herr Schmitt. Er wirkt ruhig. Herr Schmitt arbeitet seit neun Jahren als Geschichts- und Englischlehrer an meiner Schule. Außerdem ist Herr Schmitt trans*.

„Trans* ist dabei ein sehr dehnbarer Begriff“, erzählt er mir gleich zu Beginn des Gesprächs. Der Begriff werde oft mit einem „einfachen“ Wechsel des Geschlechts gleichgesetzt. Laut Wikipedia sind damit Menschen gemeint, deren Geschlechtsidentität von ihrem biologischen Geschlecht abweicht. Oft wird irrtümlicherweise von einer Geschlechtsumwandlung gesprochen. Es ist aber eher eine Geschlechtsangleichung oder

eine Geschlechtsanpassung. „Die Menschen wollen ihr Äußeres dem inneren Gefühl anpassen“, betont Herr Schmitt. Wichtig ist ihm auch, dass nicht alle Trans*menschen eine Geschlechtsangleichung vornehmen lassen (wollen). Erst wenn sie sich für diesen Schritt entscheiden, spricht man von Angleichung.

Viele merken schon sehr früh, dass etwas anders ist. Schwer sei es besonders für junge Menschen in der Pubertät, wenn zu einer generellen Selbstfindung auch noch dieses Thema hinzukommt. Eigenliebe und ein guter Rückhalt seien dabei sehr wichtig. Herr Schmitt erzählt, dass er sich selbst erst mit 36 Jahren geoutet hat – und das auch an seiner Schule! Dieser Schritt erforderte viel Mut und Selbstbewusstsein, finde ich. Es begann mit seinem inneren Outing. Er war irgendwann an dem Punkt, wo er sich

selbst eingestanden hat, dass er nicht in das binäre Geschlechter-Raster passte. Er fühlte sich unwohl in der Geschlechterrolle, die ihm bei seiner Geburt zugewiesen worden war, sodass Geschlechteridentität immer wieder als Thema in seinem Leben auftauchte. Herr Schmitt empfiehlt, sich in dieser Situation an Menschen zu wenden, denen man vertraut: „Es ist gefährlich, so etwas für sich zu behalten und es sich in sich reinzufressen.“

Und dann?

„Man könnte einfach sagen, ein Standesbeamter macht einen Stempel drauf und gut ist, aber so läuft das leider nicht.“ Es beginnt bereits bei der Namensänderung. Nicht schwer, denke ich mir und tappe in die Falle. Nach deutschem Recht müssen Trans*menschen zwei unabhängige psychotherapeutische Gutachten erstellen lassen, bevor sie ihren Namen ändern lassen können. Psychologen müssen bestätigen, dass sie es wirklich ernst meinen, dass der Wunsch, im anderen Geschlecht zu leben, schon länger als drei Jahre besteht und dass er auch länger anhalten wird. Diese Namensänderung kostete Herrn Schmitt knapp 1.500 Euro. Und dabei blieb es nicht. Auch Versicherung, Krankenkasse und Bankkonto mussten umgemeldet werden. Der ganze Anerkennungsprozess kann schnell mal ein Jahr dauern und bis zu 3000 Euro kosten.

„In Deutschland ist man laut Transsexuellengesetz psychisch krank.“ Herr Schmitt fühlte sich aber nicht krank. Trotzdem musste er eine zusätzlich Begleittherapie machen. Der Therapeut machte die Indikation und verschrieb die Hormone. Das waren notwendige Schritte, damit Herr Schmitt am Ende mit einem richterlichen Beschluss zum Standesamt gehen konnte, um seinen Vornamen ändern zu lassen.

Beim Outing in der Schule dann das Gegenteil.

„Ich habe das Kollegium per Rundmail informiert. Diese E-Mail zu formulieren, hat mich ein ganzes Wochenende gekostet. Ich musste lange überlegen, was ich preisgeben und wie ich es ausdrücken will.“ Das Kollegium umfasst mehr als 100 Personen. Und er wollte es allen Personen zeitgleich mitteilen. Die Reaktionen waren größtenteils offen und sehr freundlich. Herr Schmitt bekam E-Mails von Personen, von

denen er nie erwartet hätte, dass etwas zurückkommt.

Und die Schüler?

„Ich habe einen Tag gewählt, an dem ich viele Klassen hatte.“ Herr Schmitt erzählt, dass er den Tag lange vor sich hergeschoben habe. Er war sehr aufgeregt, als er vor der ersten Klasse stand und ihn 30 Menschen anschauten. Und dann hat er es einfach erzählt. Die Reaktionen waren rührend. Tränen. Umarmungen. Beifall. Er konnte nicht glauben, wie gut das lief. Schon am nächsten Tag wurde er als Herr Schmitt angesprochen, nicht mehr als Frau Schmitt. Sein Outing kam beeindruckend gut an. Er hatte mit dem Schlimmsten gerechnet und wurde vom Gegenteil überrascht. Nur bei den Pronomen hapert es manchmal noch.

Herr Schmitt will Mut machen.

Mit seinem öffentlichen Outing will er junge Menschen ermutigen, denen es ähnlich geht. „Es ist noch gar nicht so lange her, dass sich ein Schüler mir anvertraut hat. Diese Person hat das nie in der Schule vor den anderen ausgesprochen“, berichtet mir Herr Schmitt. Inzwischen kamen schon mehrere Schüler*innen zu ihm, um sich zu outen. An seiner Schule ist er eine wichtige Anlaufstelle und auch in seiner Freizeit engagiert sich Herr Schmitt in verschiedenen queeren Beratungsstellen in Frankfurt.



- ◇ dass trans*gender nichts mit der sexuellen Orientierung der Person zu tun hat?
- ◇ dass sich Trans*menschen noch bis 2011 sterilisieren lassen mussten, wenn sie eine Geschlechtsanpassung vornehmen und ihr Geschlecht in ihrem Pass ändern lassen wollten?
- ◇ dass es zahlreiche Beratungsstellen gibt, die dich unterstützen und dir helfen, wenn du dich mit deinem Geschlecht dauerhaft unwohl fühlst?

SEENOTRETTUNG AUF DEM MITTELMEER



© Johanna Landscheidt

Christina Schmidt von SOS MÉDITERRANÉE

Radikal human

von Maxi, Lissy und Ramón

Du warst als Seenotretterin bei verschiedenen Rettungseinsätzen auf dem Mittelmeer. Wie kam es zu der Entscheidung?

Das war eine ganz spontane, impulsive Entscheidung. Im Februar 2016 war ich beruflich auf Lampedusa und habe dort die Ankunft von Geretteten erlebt. Dann haben mir Bekannte von dem Projekt erzählt. Ich war dabei, als das Schiff zu seinem ersten Einsatz losfuhr. Das war eine ganz besondere Stimmung, die mich sehr berührt hat. In dem Moment war mir klar, dass ich an Bord gehen will, um aktiv etwas zu tun. Ich hatte schon als Jugendliche den Traum, auf einem Schiff zu arbeiten.

Wie sieht ein Tag an Bord aus? Gibt es so etwas wie Routine oder ist jeder Tag eine neue Herausforderung?

Jeder Tag ist anders. Jede Situation ist anders. Routine kommt da nicht auf. Das Wetter spielt eine große Rolle und auch, wie viele Boote unterwegs sind. Die Brückenwache hält regelmäßig Ausschau nach Booten. Die sind so winzig auf dem riesengroßen Meer. Da musst du sehr konzentriert sein. Wenn wir ein Boot entdecken, wissen wir nie, was uns erwartet – wie voll und stabil die Boote sind, ob sie kurz vorm Sinken sind, ob schwangere Frauen, Neugeborene, Schwerverletzte oder sogar Tote

dabei sind. Das haben wir alles erlebt. Bei meiner ersten Mission mussten wir 22 Tote bergen. Auf solche Situationen kannst du dich nicht vorbereiten. Es gibt viele Trainings an Bord, wo wir bestimmte Abläufe lernen und immer wieder üben. In der konkreten Situation musst du schnell und flexibel reagieren. Das erfordert höchste Aufmerksamkeit und Teamarbeit bis zum letzten Moment.

Gab es auch mal brenzlige Situationen?

Ja. Kritisch sind die Situationen, wenn wir uns etwa einem Schlauchboot nähern, das mit viel zu vielen Menschen ohne Rettungswesten überladen ist. Wenn sie ins Wasser fallen oder springen, dann verlieren wir sie, weil die Meisten nicht schwimmen können. Viele kennen nicht mal ein Wort für das Meer. Sie denken, das ist ein großer Fluss. Wenn sie von der libyschen Küste losfahren, werden sie belogen. Ihnen werden die Lichter der Ölplattformen vor der Küste gezeigt: „Da vorne ist Italien!“ Dass die rettende italienische Küste aber hunderte Seemeilen entfernt ist und sie die Strecke in dem Gummischlauchboot niemals schaffen werden, wird ihnen verschwiegen. Die Menschen werden aufs Meer hinaus geschickt – mit einer absoluten Gleichgültigkeit, was mit ihnen passiert.



© pictureAlliance



SOS

MÉDITERRANÉE
#TogetherForRescue

Wie geht es weiter, wenn sie an Bord kommen?

Die MS Aquarius von SOS Méditerranée kann 500 bis 600 Menschen aufnehmen, es waren aber auch schon mehr als 1000. An Bord werden sie medizinisch versorgt, ihnen wird ein Rescue-Kit mit Decke, Essen und Kleidung gegeben und ein Platz zugewiesen – den Männern an Deck, den Frauen und Kindern im Shelter, dem Schutzraum für Verletzte in der Schiffsklinik von Ärzten ohne Grenzen. Irgendwann, wenn Ruhe einkehrt und jeder seinen Platz hat, wird auch mal auf selbst gebastelten Spielbrettern aus Pappe und mit Deckeln von den Mineralwasserflaschen Dame gespielt. Je nachdem, welcher Hafen angesteuert wird – ob Sizilien, Kalabrien oder Sardinien – kann die Reise auch mal zwei bis drei Tage dauern. Da ist viel Zeit, miteinander zu reden.

Gibt es eine Geschichte, die dich besonders berührt hat?

Ja, da gibt es viele. Bei meiner allerersten Rettung im Juni 2016 hatte uns die Rettungsleitstelle morgens um acht Uhr informiert, dass drei Boote unterwegs waren. Das erste Boot fanden wir am Vormittag, bis Mittag war die Rettungsoperation ausgeführt. Das zweite Boot hatte die italienische Küstenwache mittags gefunden und gerettet. Das dritte Boot suchten wir den ganzen Tag, bis in die Nacht hinein, und fanden es glücklicherweise gegen Mitternacht. Unter diesen Geretteten war eine junge Frau, die bei uns an Bord ihren Verlobten wiederfand. Die beiden standen drei Tage an Deck und umarmten sich. Sie waren auf der Flucht getrennt worden und auf unterschiedliche Gummiboote gekommen und wussten nichts voneinander. Sie hatten mit dem Schlimmsten gerechnet und sich dann so wiedergefunden.

Hattest du auch mal Angst bei den Einsätzen?

Nein. Ich war seekrank, ich war erkältet und hatte Fieber, zwischendurch ging es mir physisch nicht so gut, aber ich hatte keine Angst. Die Geretteten, die wir an Bord holten, waren in einem so schlechten Zustand, das könnt

ihr euch nicht vorstellen. 99 Prozent waren barfuß, sie trugen vielleicht eine Hose und ein T-Shirt, manche nicht mal das. Wenn sie die Boote besteigen, müssen sie alles zurücklassen. Kein Gepäck. Keine Reserven. So sitzen sie dicht gedrängt viele Stunden in überladenen Schlauchbooten. Die Boote liegen so tief im Wasser, dass Seewasser hinein schwappt und sich mit dem Benzin der Außenbordmotoren mischt. Diese Mischung aus Seewasser und Benzin ergibt eine chemische Säure, die Verätzungen hervorruft, die Benzindämpfe verursachen Halluzinationen. Dazu kommen Urin, Kot und Blut. Und mitten in diesen Booten sitzen sie stundenlang.

Viele kommen mit Wunden, mit Folterspuren, mit Verletzungen. Die Menschen sind gezeichnet durch ihre Zeit in den Gefangenlagern, durch die Folter, durch den Hunger, durch die unmenschliche Behandlung, die sie erfahren haben. Die meisten Frauen haben sexuelle Gewalt erlebt. Ein Junge hatte eine tiefe Schnittwunde am Arm. Er war mit einer Glasscherbe gefoltert

worden, die Wunde war schlecht verheilt, weil sie einfach nicht behandelt wurde. Er hätte an dieser Verletzung sterben können. In solchen Begegnungen treten meine Gefühle und Sorgen komplett in den Hintergrund. Ich bin dann ganz bei den Menschen, Sorge mich um sie. Da geht es nicht um mich oder um uns als Team, wir sind dort, um diesen Menschen zu helfen.

Hattest du jemals den Gedanken, die Mission abzubrechen?

Niemals. Im Gegenteil. Es ist so schwer, nach Hause zu fahren und sich zu lösen. Nach meiner ersten Mission war das so stark, ich wollte sofort wieder los, konnte einfach nicht abschalten. Ich war mit dem Herzen und in Gedanken immer noch an Bord. Dieses Zurückgehen in den Alltag ist eigentlich das Schwierige. Am liebsten würde man einfach weitermachen, weil man weiß, dass da draußen Menschen in Gefahr sind und vielleicht sterben, weil wir nicht da sind.

Solange du an Bord bist, bist du angespannt. Du bist ständig im Standby. Erst später, wenn du von Bord gehst

Ich hatte nie Angst.

und nach Hause fliegst, fällt die Anspannung ab. Dann erst spürst du die Erschöpfung und Müdigkeit. Dann kommt der Moment, wo Flashbacks kommen, Erinnerungen an kritische Rettungen, wo wir Leute kurz vor dem Ertrinken aus dem Wasser gezogen haben, wo einige panisch ins Wasser gesprungen sind, weil ihr Boot am Sinken war. Du hörst wieder die Schreie der Menschen und spürst ihre Ängste. Alles kommt immer wieder. Die Rückkehr in den gewöhnlichen Alltag ist echt hart.

Bekommt ihr Anerkennung und Unterstützung für eure Arbeit von der Politik in Deutschland und der EU?

Als europäische NGO erhielt SOS Méditerranée Auszeichnungen wie den UNESCO-Friedenspreis, die Carl-von-Ossietzky-Medaille, den deutsch-französischen Medienpreis. Es gibt auch Abgeordnete im EU-Parlament und im Bundestag, die uns unterstützen. Doch von der Bundesregierung zum Beispiel gibt es überhaupt keine Unterstützung. Tatsache ist, wir arbeiten als zivile Seenotrettungsorganisation vor Ort, weil Europa nichts macht. Nach der großen Bootskatastrophe vor Lampedusa am 03.10.2013 begann die Seenotrettungsoperation Mare Nostrum, die Italien allein gestemmt hat. Nach einem Jahr endete die Operation, obwohl klar war, dass weiterhin voll besetzte Boote unterwegs waren und Menschen ertranken. Seit 2015 gründeten sich Nichtregierungsorganisationen wie SeaWatch und SOS Méditerranée, um in diese Lücke zu springen. Wir mussten das machen, weil die staatlichen Militär- oder Rettungsschiffe nur Schlepper bekämpfen und Grenzen schützen wollten. Ein klares Statement der Bundesregierung für die zivile Seenotrettung wäre für unsere Arbeit sehr hilfreich gewesen.* Wir wurden angegriffen und kriminalisiert. Es gab auch Hetzkampagnen gegen SOS Méditerranée. Ich hätte mir hier mehr öffentliche Solidarität und Gegenrede gewünscht.

Gab es sonst keine Unterstützung?

Doch, es gibt viele Freiwillige, die sich engagieren und wir erhalten Spenden von Privatpersonen, von kirchlichen und Wohlfahrtsorganisationen, aus der Wirtschaft. Bei unserer Kampagne „Menschlichkeit spenden“

haben sich Prominente wie Herbert Grönemeyer, Heike Makatsch oder Bjarne Mädel mit Rettungsweste fotografieren lassen und für die zivile Seenotrettung ausgesprochen. Es gibt also Unterstützung aus der Zivilgesellschaft, aber ein „Ich finde das toll“ der Bundeskanzlerin hätte auch eine starke Wirkung gehabt. Man muss es immer wieder betonen, die zivilgesellschaftliche Seenotrettung auf dem Mittelmeer finanziert sich ausschließlich durch private Spenden.

Du sprichst von einem radikal humanistischen Ansatz, wenn du Menschenleben rettest. Welche Argumente würdest du empfehlen, um auch die Menschen zu erreichen, die dafür erstmal nicht offen sind?

Ich stelle zum Beispiel immer die Frage, was wäre, wenn nicht afrikanische Menschen auf diesen Booten wären, sondern Deutsche, Italiener oder Franzosen. Wie würde Europa reagieren? Stell dir vor, das wären deine Schwester, deine Mutter oder dein Freund. Ihr kennt sicher die Geschichten von Leuten, die auf Kreuzfahrtschiffen über Bord gehen, wie Daniel Küblböck. Die werden tagelang gesucht und in allen Medien wird voll Empathie darüber berichtet. Als dieser spanische Junge in ein Bohrloch gefallen war, wurde alles in Bewegung gesetzt, um ihn retten. Das ist richtig und gut so. Doch was ist mit den tausenden Menschen, die über das Mittelmeer fliehen, die in Lebensgefahr sind? Da stellt sich Europa blind und taub. Jedes einzelne Menschenleben ist wertvoll und schützenswert, egal ob es ein kleines Mädchen aus Eritrea ist oder ein Großvater aus Deutschland. Auf dem Mittelmeer haben so unfassbar viele Menschen ihr Leben verloren, dass es für den menschlichen Verstand nicht begreifbar ist. Das hat eine Dimension erreicht, wo die meisten Menschen einfach wegsehen und wegschalten.

Du bist wütend, das merkt man.

Ja. Die Menschen auf den Booten sind für mich Survivors. Das sind Überlebende, die schon die Flucht durch die Sahara, die Gefangenenlager in Libyen und die Fahrt über das Mittelmeer überlebt haben. Das sind Menschen, die schwer traumatisiert sind, die unsere Hilfe und unsere Solidarität brauchen. Ich frage mich, wie wir diesen

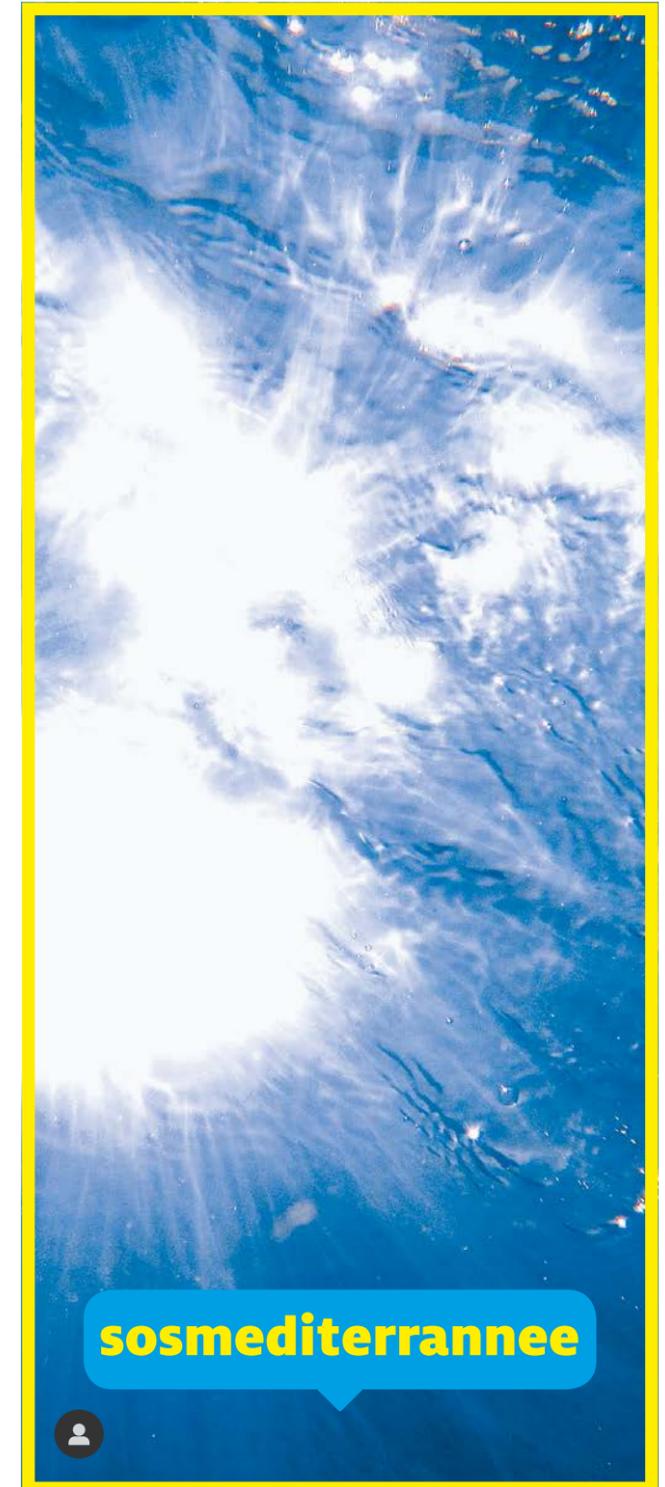
Was wäre, wenn nicht afrikanische Menschen auf diesen Booten wären, sondern Deutsche, Italiener oder Franzosen?

Menschen begegnen? Was sind das für Werte? Europa ist ein reicher Kontinent. Wir hätten genug Platz und Ressourcen. Wir müssen uns immer wieder klar machen, dass es hier um Menschen geht. Es geht um das Leben jedes einzelnen Menschen, um seine Lebensgeschichte, seine Träume und Hoffnungen, mit denen er sich irgendwann auf die Reise machte oder machen musste. Es ist die Hoffnung, einen sicheren Ort zu finden, um ein neues Leben beginnen zu können. Wie gehen wir als EuropäerInnen mit diesen Menschen um?

Wann endet eure Arbeit?

Unsere Arbeit ist beendet, wenn die Menschen von Bord gehen. Nach dem Einlaufen in einen sicheren Hafen kommt die Gesundheitskommission an Bord und verhängt eine Quarantäne. Alle Menschen werden auf Infektionskrankheiten und schwere Verletzungen untersucht. Bei der Ausschiffung gehen die Schwerverletzten als erstes von Bord. Dann folgen Frauen und Kinder, also die Familien und die unbegleiteten Minderjährigen. Ungefähr ein Viertel der Geretteten bei uns waren unbegleitete Minderjährige, die als besonders gefährdet und schutzbedürftig gelten. Die Männer sind dann zum Schluss dran. Wir stehen immer an der Gangway und verabschieden die Menschen. Oft gibt es Umarmungen, Tränen. Die Menschen sind froh, endlich festen Boden unter den Füßen zu haben. Wir wissen, dass die Reise für sie noch lange nicht beendet ist. Ihnen stehen noch enorme Schwierigkeiten bevor, viele werden keine Aufenthaltserlaubnis bekommen. In diesem Moment müssen wir aber loslassen, wir haben keinen Einfluss mehr darauf, wie es ihnen in Europa ergehen wird.

Vielen Dank für das Gespräch und großen Respekt vor deiner Arbeit.



CHRISTINA SCHMIDT (*1963) war als Seenotretterin auf mehreren Rettungsaktionen mit der Organisation SOS MEDITERRANEE. Sie lebt in Deutschland und Italien.

*Anmerkung der Redaktion: Im August 2019 forderte Angela Merkel eine Wiederaufnahme der europäischen Seenotrettungsmission.

qrage. online

© Johanna Landscheidt

 qrage.online



Radikal



DAS INTERVIEW MIT MAJA IST AUF www.qrage.online

Schule ohne Rassismus

Schule mit Courage

